

Osttiroler Heimatsblätter

Heimatkundliche Beilage des „Osttiroler Bote“

21. Jahrgang

Freitag, 27. August 1953

Nummer 8

Geschichte der Pfarre Lienz

Von Josef Stadlhuber

Nun stand noch Salzburg oder Trien zur Debatte. Auch das kostete noch manchen Strauß. Die Angelegenheit wurde durch eine römische Zirkumskriptionsbulle endgültig erst 1818 (für Matrei als Teil des Dekanates Lienz) entschieden. Tatsächlich aber stand ganz Osttirol schon ab 1814 unter Trien.

Als die Triener Verwaltung gefestigt war, wurde Dekan Säger noch 1814 von Wien aus aufgefordert, sich doch den Weisungen des Laibacher Bischofs zu fügen. Der Dekan antwortete in ebenso freimütiger Weise wie dem Bischof gegenüber auch der Regierung, verwies auf den Patriotismus der Gläubigen und seinen eigenen und betonte in aller Energie, er sehe sich für Trien ein, da ihm das im Interesse des Landes und der Kirche das Beste schiene. Dem verschloß sich auch der Kaiser nicht. Er zog Erkundigungen über die Person Alberschs v. Säger ein und kam zum Entschluß, ihm wegen seiner aufrechten Haltung in den Kriegsläufen und nachher die Propstei Bozen, deren Befehlung dem Kaiserhause zumut, zu übertragen. Auf eine Anfrage, ob er damit einverstanden sei, erklärte Säger, er wolle gerne diese Last übernehmen, besonders, da er sich erhoffe, durch seinen Weggang einige Streitigkeiten, die im Zusammenhang mit den Abtretungen aufgetreten seien, auf diese Weise leicht zu lösen. Es war wegen der Spannungen um die Diözesanzugehörigkeit nämlich zu Auseinandersetzungen um die Stellung des Trientiner Pfarrers gekommen. Dekan Säger schätzte ihn sehr, die beiden arbeiteten gut zusammen, Pfarrer Alshuber legte auch seine Dekanatswürde sofort zurück, wurde aber von einigen Herren, die unter dem Einfluß einer liberaleren Richtung standen, als Geg-

ner Sägers vorgeschoben. Da zu diesen auch der Kreishauptmann von Bozen gehörte und sich auch der Dekan und Propst von Trien Ignaz Mantinger nicht fernhielt, zog die Sache weitere Kreise. Alshuber sah sich nicht in der Lage, mit seinen Hintermännern fertig zu werden. So war der Weggang Dekan Sägers die beste Lösung. Alshuber sollte Dekan werden und damit allen Quertreibern die Spitze abbrechen, eine Lösung, die sich in der Folge glänzend bewährte.

Alberich von Säger trat die Bozner Propstei am Schöneberg 1815 an, konnte aber leider wegen Kränklichkeit nicht mehr viel wirken. Als großer Betler und stiller Betrachter wurde er in Bozen nach seinem am 27. August 1819 erfolgten Tode geachtet.

Dekan Alshuber berichtet in einem umfangreichen Aktenstück, wie er zum Nachfolger Sägers ernannt wurde. Johann Nepomuk Stanislaus Alshuber stammte aus Laibach in Oberpustertal und studierte am Cassinaneum in Trien — als Domschüler war er unter den Chorknaben, die Papst Pius VI. in Trien mit dem „Ecce sacerdos“ begrüßten — seine theologischen Studien legte er am Innsbrucker Generalseminar zurück, wurde als 23jähriger in Zugsburg 1791 zum Priester geweiht und nach einigen Anstellungen in verschiedenen Dörfern der Trienter Diözese als Provikar der neu von Laibach übernommenen Pfarre Trient eingesetzt (1794). Nach neun Jahren erhielt er diese Pfarre definitiv und zeichnete sich als eifriger Seelsorger aus, begann mit der Wiederherstellung des arg vernachlässigten Widums und so gleich mit dem Neubau der Pfarrkirche. 1807 wurde die Pfarre Trient dem Dekanat Lienz zugelegt. Damit kam Al-

shuber in nähere Berührung mit Dekan Säger, der ihm als Freund zur Seite stand. Während der Kriegsjahre 1809 zeigte sich der Trientener Pfarrer unerjähret und getolligt. Er rettete durch sein Eingreifen und seine kluge französisch vorgebrachte Bitte die Dörfer Umlach und Tristach vor der Einäscherung. Wegen seiner Klugheit erfreute er sich bei Klerus und Volk höchsten Ansehens und man war sehr erfreut, als ihm die Führung des Prodekanates Lienz während der Verbannung des Dekans Alberich von Säger übertragen wurde.

Nach der Rückkehr des Stadtpfarrers gab es zwar einige Mißverständnisse, aber Alshuber suchte sie in Zusammenarbeit mit Säger in den Hintergrund zu rücken, wenn man ihm auch den Vortour einer gewissen Selbstgefälligkeit bei diesen Verhandlungen nicht ersparen darf. Am 9. Oktober 1815 wurde er im Auftrag des Ordinariates von Propst Ignaz Mantinger zu Trien als Dekan und Stadtpfarrer von Lienz installiert und trat sofort energisch die Seelsorge an. Zunächst ging er an die strikte Durchführung der römischen Dekrete über die säkularisierten Ordensleute. Manche während der josephinischen Zeit aus dem Kloster vertriebene Patres hatten sich nämlich ein ganz eigenes System der Seelsorge zurechtgelegt — sie wirkten zwar in ihrer Gemeinde recht gut, wie etwa P. Max Hofner als Vikar in Gassendorf, aber sie wollten von einer Aufsicht durch den Dekan nichts wissen, indem sie sich auf ihre Exemption als Ordensleute beriefen. In Bezug auf das Belästigen hielten sie die Reservatfälle ihres Ordens aufrecht, berührten aber auch die Volksmassen, sich über die bischöflichen Weisungen hinwegzusetzen.

Man forderte Defan Althuber alle — es waren 8 im Dekanat — auf, sich zu entscheiden: entweder Seelsorger und dann nach der Weisung des Bischofs zu postulieren — oder Ordensmann und dann ins Kloster zurück. Nach einigen Widerständen setzte er diesen Antrag durch und erreichte damit wieder eine geregelte Seelsorge.

In der Pfarre selbst kümmerte er sich vor allem um die Wiederherstellung der durch die Kriegsereignisse und besonders durch die vorgängige Verlegung verwaisteten Pfarrkirche. Der Gute-Rat-Altar wurde zunächst in Angriff genommen, weil die Bruderschaft unter eifriger Förderung des Dekans und seiner Wittwenschaftin, die als Vorsteherin der Jungfrauen fungierte, stark aufblühte. 1820 ließ der Dekan auf eigene Kosten ein neues Altarblatt malen, dann ließ er die beiden kleinen in der Mitte des Kirchenjuches stehenden und schon bei der Diktion 1614 beanstandeten Nebenaltäre entfernen. 1829 wurde der Bau des Bruderschaftsaltars zum hl. Rosenkranz — der linke Seitenaltar — vollendet und allgemein als besondere Zier bewundert. Da während der Pfarverlegung viele Paramente verloren gegangen waren, ließ er auch dieser Frage seine Sorge angedeihen. Unter Mithilfe der kunstverständigen Kooperatoren Anton von Klebelberg und Johann Weiler wurden für den Hochaltar Antependien, Leuchter und Wägen erworben und überhaupt auf die Ausschmückung zu den festlichen Bedacht genommen. Immer wieder lesen wir in den Aufzeichnungen

von Neuanschaffungen — ein hl. Geiß, eine Muttergottesstatue, ein Bild vom Guten Hirten usw. Der mit Emailüberzug eingetragene Schmuck ist eine Spende des Dekans.

Aber nicht nur die Kirche, auch die Kapellen der Umgebung lagen ihm am Herzen. Aus den aus der Kirche entfernten Gegenständen richtete er bei verschiedenen Häusern kleine Kapellen auf — so kam das Bild der hl. Katharina, das einen der entfernten Seitenaltäre geziert hatte, in das Maria-Trost-Stöckl (heute im Widum), der Martinsaltar schmückte eine zeitlang das Stiegenhaus, heute noch steht die vom selben Altar stammende Johann-Nepomuk-Statue im Stampfer-Stöckl. Die Pietà der Gruft wurde aus einem verstaubten Winkel der Kirche hervorgeholt und in der Kirche würdig aufgerichtet. Der alte Rosenkranzreim wurde nach der Errichtung des neuen Altars ebenfalls in der Gruft aufgestellt.

Besondere Sorge hatte Defan Althuber um den Friedhof. 1825 jürzte ein Teil der Mauer ein. Das gab den Anlaß, an eine gründliche Erneuerung des Gottesackers zu schreiten. Die Urkränze wurden instandgesetzt, die Anlage erweitert und dann begann eine zähe Arbeit, die dem bis dahin äußerst beliebten Dekan die Sympathien der Bevölkerung beinahe verjüngt hätte. Er entfernte nämlich in zähem Verhandeln und unter persönlicher Arbeitsleistung alles „Unanständige“ an der Kirchenmauer und im Friedhof. Es waren nämlich die verschiedensten Denkmäler, alle möglichen

Abbildungen und Erinnerungsmale trotz durchgehender — z. T. nicht einmal instand gehalten — belassen worden, so daß an manchen Stellen des Friedhofes nicht einmal ein Begräbnis möglich war und die Leichen mehr aufeinander denn nebeneinander gebettet werden mußten. Als sich nun die Leute wegen der Entfernung solcher Schauerzeichen beim Bürgermeister beschwerten, ging man diplomatischer vor: es wurden am Turm und an der Kirchenmauer Ausbesserungsarbeiten vorgenommen, so daß die Friedhofsstübe notwendigerweise weggeräumt werden mußten, um überhaupt zu kommen zu können. Als „Krönung“ dieses Wertes erhielt die Kirche und der Turm einen von Bürgermeister Rbd gestifteten roten Anstrich — und die Gemüter waren wieder beruhigt.

Als Seelsorger war Defan Althuber sehr eifrig, besonders in der Verkündigung des Wortes Gottes und im Dienste der Kranken. Er hielt alle Sonntage in der Franziskanerkirche die Christenlehren. Als man ihm vorhielt, daß er das wohl besser in der Pfarrkirche tue, um die Gläubigen wieder an die alte Kirche zu gewöhnen, antwortete er, es sei besser, sie kämen überhaupt und mit Freude über den kürzeren Weg, als daß man sie zu etwas zwänge, was ihnen nicht liege. Dabei sorgte er aber immer wieder für auswärtige Prediger für die Stadtpfarre. Kaum ein Ordensmann oder Durchreisender kam ohne Einladung, einige Tage zu bleiben, am gastfreundlichen Widum vorbei.

(Fortsetzung folgt.)

Die Tabernakel-Muttergottes von Obertilliach

Von Univ. Prof. Dr. Dörner

Das obere Drautal und die oberste Gailtalstrecke, welche Tirol mit Kärnten verbindet, beherbergt in ihren hochthronenden Pfarrkirchen etliche Gotikstücken aus denkwürdigen Zeiten, die ihre Abstammung aus klösterlichen Bauzeiten künden, in ihrer Atmosphäre jedoch dieser Hochgebirgslandschaft eine Weihe verleihen, die in der jetzigen Technisierung des Lebens leicht übersehen wird. Das Prager Jesukindlein der Pfarre u. Dekanatskirche Sillian bestimmt Entstehung und Geschmacksrichtung, denn auch das ehemals gotische Gotteshaus seine zeitliche Ausschmückung verdankt. Dieses Jesukindlein steht zwar nur mehr auf dem rechten Seitenaltar; aber es trahnt in seinem reinen Staatskleid noch etwas vom ehedemigen Gnadenstand einer kaiserlich-großen Zeit des Donauraumes aus, dessen Hofstil vom spanischen Barock her, von der Hochzeitsfreude der Dreißigjährigen Krieges bestimmt war.

Heute findet man diese Prager Jesukindlein nur mehr selten in alpenländischen Pfarrkirchen vor. Selbst in Gotteshäusern und Gnadenstätten von Klosterfrauen haben diese kindlich-linigen Wachs- oder Holzfiguren in reichem Schmucke unter Glassturz meist einer lebensnäheren Darstellung Platz gemacht. Aber Prag und Salzburg war dieses Motiv in die Alpenländer gekommen; nicht erst durch die Innsbrucker Ursulinen, sondern schon durch das Damenstift, das die Tochter Magdalena des Kaisers Ferdinand I. mit ihren Schwestern zu Sillian in Tirol auf- und ausgerichtet hatte. Rom's „Santo bambino“ begünstigte diesen Kult.

Manches ist über die Gründung, die Bauarbeiten und den Einfluß des Haller Damenstiftes auf das Kulturleben der Tiroler Salinenstadt geschrieben worden. Aber daß es eine besondere Aufgabe selbst in den Osttiroler Berichten Hahnfeld, Kleng und Matrei dank

seines dortigen Grundbesitzes ausübte; in Kult und Brauch, in Lied und Spiel des Volkes weiterwirkte, das ist fast ganz vergessen geblieben. Auch etliche Wallfahrtsstationen des obersten Gailtales, die auch wegen ihrer marianischen Dreizahl: Hollbruck, Obertilliach und Luggau erwähnt werden, zeugen noch davon. Gerade in diesen Hochstadelungen fand sich das Volk, das in seiner heiteren und entgegenkommenden Art jeden Besucher erfreut, in die fromm-freudige Welt solcher kindlicher Heiliger hinein. Vor 200 Jahren erlebte das Muttergottesle von Obertilliach im östlichsten Tiroler Gailtale seine reichste Gnadenzeit. Aber dem kunstvollen Tabernakel der Pfarrkirche zum hl. Ulrich, die erst vor einem Jahre unter größtem Opfer — Pfarrer J. Sellen spricht von mehr als 600.000 Schilling — geschmackvoll restauriert wurde; ist diesem kleinen Gnadenbilde ein Häuschen erbaut. Darin thront die Theotokos, nicht im steifen Staatskleide

das Besondere von Haag, sondern in einem weichen, schmelzigen, ähnlich der kleinen Stabat-mater-Statue zu Luggau im benachbarten kärntnerischen Defachtal. Die Bekleidung wird je nach den Festen der Kirche gewechselt und ist im Verlaufe der Jahrhunderte wiederholt erneuert worden. An den höchsten Tagen, so am großen Frauentag, werden ihr Schmuckstücke umgehängt, die verschiedene Formen des Dorfes und Tales, die sich in ihrem Anliegen an die Allmächtige Himmelskönigin um Fürbitte gewendet und Erhörung gefunden hatten, in Form von Halsketten, Anhängeln, Orgehängen u. dgl. m. gespendet haben.

Das Oberillnacher Pfarrarchiv besitzt ein eigenes, in Leder gebundenes Mirakelbuch. Seine handschriftlichen Aufzeichnungen reichen vom Jahre 1735 bis 1941. Von 1742 bis 1795 ist nichts eingetragen worden. 1813, 1835 und 1935 setzte neuer Elfer ein. 1941 wurde die bisher letzte Familienbegnadung nachgetragen. Das Mirakelbuch trägt ein gutes Stück Dorf- und Talgeschichte, vorab der Krankheiten und Unfälle, in sich. Es führt fast alle Familien, wie die Wagner, Alentweiser, Anackerwarter, Flatscher, Außerhofer, Ganner, Goller, Guggenberger, Luggert usw., mit besonderen Erlebnissen und Anliegen vor, um derenwillen sich ihre Vertreter der großmächtigen Berg-Kirche und deren kostbarem Heilum verpflichtet. Ja, man kann sagen, der geistliche Baumeister, der zuvor die Kirche der Mutterpfarre Marias erbaut hatte, führte dieses dörfliche Gotteshaus 1762/64 so geräumig und lichtvoll im Hinblick auf seine Wallfahrtstrast aus, daß jeder Besucher übertrifft wird. Für uns Fernerlehrende finden sich in dem Mirakelbuch fast nur kleine Ereignisse aus dem Waldtal an der Grenze vor. Es ist die eng zusammengebrängte Welt des äußerlich von Romanen begründeten Hausendorfes Oberillnach, das jetzt nicht nur baulich aufgelockert und deren enge und steile Dorfsoffen von Kanälen durchzogen

werden, daß der Nachtwächter, der hier noch immer um Mitternacht und zwei Uhr früh zur Wachsamkeit aufruft, selbst Mühe hat, nicht zu Fall zu geraten. So ergibt sich aus dem Mirakelbuche ein köstliches Bild einer berückelnden Dorfepoche von Einöberhältnissen, Sorgen und Nöten, aus denen sich das innige Verhältnis zum Gnadenbild ober dem Tabernakel herauskristallisierte. Meilen wurde es lieblich und gnadenreich, ersticken erschrecklich. Von den Spenden ging einzelnes an das Haller Damsenstift ab; anderes wurde für Choralsbücher, Graduale und Antiphonar, Altargeräte und Gottesdienste aufgewendet. Mit Hilfe der übrigen Pfarrschwestern wäre es einem Albalbert Stifter nicht schwer, das Leben und Treiben der Illnacher inmitten ihrer Waldberge bis ins Kleinste zu klären, oder einem Mag Meil, es in einem Mirakelspiel einzupangen. Was die krausen Schriften an heutiger Wildheit und Klarheit vermissen lassen, richtet die Landschaft des Tales und das Dorfleben von heute noch aus; denn wenn nun auch Postommbusse, Privatautos, Traktoren und Nähmaschinen die neue Straße von Sillian bis Mauthen viel beleben und die Verbundgesellschaft durch die Brown-Boveri-Werke breite Schneisen in die Waldbestände des Illnacher Tales bis zu den höchsten Übergängen nach S. Stefano (Italien) schlagen und breite Mägen für ihre Stromleitungen aufziehen lassen, steht noch diese Dorfwelt aufrecht, wenngleich nicht mehr allein da.

Das Mirakelbuch von Oberillnach berichtet ausführlich über den Ursprung und das Herkommen des lieb- und gnadenreichen Bildnisses von der Himmelfahrt Mariens, von Gebetsgehörungen und ähnlichen Ereignissen der Tabernakel-Muttergottes. Eine ungenannte Jungfrau in Hall habe das vielverehrte Gnadenbild Mariens der Waldkapelle für sich kopieren lassen und die Gräfin Anna Maria v. Bergen — die Oberillnacher nennen die Welter Kas, Woll und Fleisch zusam-

men Bergen — stattete die Figur mit Hemd, Kleid und Krönkrone aus, stellte es in einen Glaskasten und übergab es durch Anna Sabina Sulzenbacherin (aus Karlich?) dem Kuraten Felix Hofer in Lillach, der es am 19. Mai 1735 auf den Tabernakel der Kirche setzte und der allgemeinen Verehrung überantwortete.

Das Gnadenbild wurde ein neuer Machtfaktor für die dörflichen Umgänge um die eng geschlossene Siedlung, um die Wiesen und wenigen Kornacker bis an die Wälder, bei Wettergefahren und in Notzeiten, für Wallfahrten aus nah und fern und fügte sich damit in den Wirkungskreis des Innichner Prozessionsweizens verchiedenster Art. Der bedrohliche Bach wurde gesegnet, gegen Unfälle im Holzschlag die Hilfe Mariens angerufen, in verschiedenen Krankheiten und häuslichen Heilmischungen sie bekräftigt. Im Vergleich zu den imposanten Septembertreffen von Maria Luggau mit ihren kostümierten Gruppen, Trachten, Fahnen und Statuen blieb der Oberillnacher Marienkult bescheiden zurück. So sehr der Platz vor der Kirche und das neue Pfarrheim dazu einladen, besitzt Oberillnach auch noch sein eigenes Mirakelspiel, wie es der Luggauer Bauer Thomas Tiefenbacher, ein volkstümlich verklärter Heimatdichtsteller, vor einigen Jahren geschaffen und seither mit Erfolg veranstalet hat.

Manches Blockhaus des Hausendorfes weist zwei Haustüren auf, zum Zeichen, daß zwei Besitzer, zwei Familien oder gar zwei Sippen darin haufen. Die Stuben sind durchwegs geüßelt; im übrigen aber erinnert das Innere des Hauses an die ursprüngliche Almvolthchaft. Mit der Motorisierung des Lebens bringt manches in das Hochdorf ein, das die Geschmeidigkeit der Bevölkerung auf manche Charakterprobe stellt. Der Mahnspruch ihres Nachtwächters hat daher auch übertragene Sinn:

„Gehet acht auf Feuer und Licht,
daß euch Gott und unsere liebe Frau
behüt!“

Aus der guten alten Zeit der Herrschaft Lienz

Von Josef Oberforcher †

„Actum, Lienz, den 14. Tag
Januari, Anno 1595.“

Offner Bernef

Hört und vermerck Männiglich!

Auf des wohlgeborenen Herrn, Herrn Sigmunden Freyherrn zu Wolfenstein und Rodnegg etc. Erbstatthalter und Fürstlichen Ratsherrn Graffschaft Tyrol etc., meines gnädigen und gebietenden Herrn gewisse Ratifikation und Zustimmung und darüber gegeben

selech der Publication, über von einer ehersamen Bürgerschaft der Stadt Lienz hiezue verordneten Ausschuss ergangener Beratschlagung einer verfassten Ordnung nachfolgender Sachen wegen; so lassen der ehamselbst Veit Meilich Anwalt der Herrschaft Lienz und der fürstlich weis Georg Wazin, derzeit verordneter Stadtrichterverwalter allhier zu Lienz, von Anwalttschaft und Stadtrichterobrigkeit wegen hiemit öffentlich betuecken, anzeigen, gebieten und verbieten:

Rechtlich und stetlich, tote Männig-

lichen leidet ganz wohl bewußt, daß sich die Kriegslauf mit dem Erbfeind des Türcken wider die arme bedrängte Christenheit je länger je mehr erregen und sich einreihen thuen, auch allerlei andere gefährliche Lauf mit den beson verdächtigen unbekannt Personen und ehtrios züchtiges Gesünd ansetzen will lassen, und aus andern bedränglichen Ursachen mehr, daß hiemit alle Stadtthür und Porten in- und außerhalb der Stadt, als nemlich den Winterzeiten um 8 Uhr nach Sußausläuten ver-

spärrt und um 4 Uhr zu morgens frühe wiederumben eröffnet, sowohl auch Summerszeiten zu Nachts um 9 Uhr gespärrt und zu Morgens um 3 Uhr abermalen eröffnet werden sollen.

Wer ober weillche nun, es sei Burger oder Bauer, vor dieser benannten Zeit inner- oder außerhalb der Stadt was zu thun und zu schaffen haben, die mugen solches vor Verpörrung der Thor verrichten und folgendes sich ein jeder Haimb zu Haus verflügen, dann man hinfüran Niemand ohne sondere erheblich habende Ursach mit mehr wird ein- oder auslassen; doch der durchreisenden fremdben Personen, was Namhaftig ist und mit gueten Lill sich anmelden werden, mit Rat der Obrigkeit ein- und aus- und durchpassieren zu lassen hierinnen vorbehalten.

Item weil auch über alles Gebot und Verbot, auch treuliche Warnung bei Etlichen das groß ärgerlich Daster der Trunkenheit überhand genommen und kein Aufhören, sonder ein Strohstheil darous machen wollt, ist es zuzusehen ganz unleidlich.

Derowegen was für trunken Burgers- und Handwerkerleut und Bauern sein und sich in Wiertshäusern und auf der Gassen truncket und ungebührlicher Mägen betreten und finden lassen, der oder dieselben sollen nach Gelegenheit der Sachen und Person aintwoeder in das Narrnhäusel (Das „Narrnhäusel“ war erst 1594 am unteren Blah, oberhalb der Siebburg an Stelle des bis dahin bestandenen Drangers erbaut worden. Im April 1597 hatte man einen betrunkenen „Klampeter“ ins Narrnhäusel gesperrt, weil es aber regnete und schneite, brach er in der Nacht aus und machte sich davon. Allerdings wurde er am nächsten Tag wieder eingefangen. Bei der folgenden Gerichtsverhandlung wird das Narrnhäusel als ein auf einem gemauerten Sockel stehender, eiserner, unbedachter Käfig beschrieben. Untwendet wurde das Narrnhäusel auch als Strafe für kleine Diebe und zänkische Frauen. Es scheint, daß die liebe Jugend oft diese Gelegenheiten wahrnahm, um mit den Bestraften ihren Übermut zu treiben. Verschärft wurde die Strafe des Narrnhäuselns manchmal dadurch, daß man die Zeit des Wochenmarktes dazu bestimmte.) oder die Reichen in die Thorjamb gelegt und damit gestraft werden. Auch die Wirt, so solche und dergleichen truncke liederliche Personen wider das Gebot und Verbot oder der ordinari Zeit darüber sitzen und zechen lassen, sollen in Kraft aufgerichter Ordnung gestraft und hierinnen Niemand verschont werden; doch hierinnen in allbey vorbehalten ferer Maß und Ordnung nach Gelegenheit und Notdurft der Sach fürzunehmen und zu verordnen.

Demnach weis sich Mächtiglich zu rüffen und vor Nachtl und Schaden zu verhüten.

Actum Lienz, den 14. Tag
Januarii, Anno im 95. Jahr.“

(Verfächbuch der Untertänigkeit der Herrschaft Lienz 1594—95. Staatsarchiv Innsbruck.)

„Actum, 21. Januarii, Anno 1594.

Geben die fürnehmen ehrsamem ehrhem Peter Gröbling auf Göttsch, Peter Grismann am Galnberg, Hanns Albeie zu Nußdorf, Albam Lanz zu Drtschach, Hanns Behalmb jetzt Mair bei Sankt Johannis (im Walb), Obersteffan und Christof Weib an der Leßbailg, Thomas Rinter, Veit Büchler, Peter Reack die drel zu Oberflüenz, Christian und ober Christian die Unter- und Obertader zu Lauend als des Landgerichts Lienz verordneter Ausschuß für sich selbst und im Namen eines ganzen ehrsamem Landgerichts Lienz für sie und derselben jedes Erben dem ehrsamem woflgeachteten Seiwastian Thaler an der Drappernitzen auch im Landgericht Lienz geessen, ihrem Mitverwandten im Ausschuß, ihren vollmächtigen Stwalt und Befehl (Vollmacht) in Kraft und zu untertänigster schuldiger Gehorsam der fürstlichen Durchlaucht Erzherzog Ferdinanden zu Osterreich unfers gnädigsten

Herrn und Landfürsten und derselben Lill und Secret de dato 29. Dezembri anno 1593 gnädigst ausgegangen landsfürstlichen Befehl auf den 7. Februarii nächstkommend hirt eingangen 94. Jahr vor ihrer fürstlichen Durchlaucht im ausgehriebenen Landtag gehorsamit zu erscheinen, derselben gnädigsten Proposition und Begehun untertänigst anzuhören, des Landgerichts Not, Anliegen und Notwendigkeit alles fleißig fürbringen und dann, was in sollichem Landtag gehandelt, fürgenommen und beschloffen wirdet, neben einer ganzen hochloblichen Landtschaft ohne ferers Hintersichbringen endlich verrichten, zuejagen und beschließen zu helfen, als ob sie selbst gegenwärtig wären, das selbst wären. Und was er Stwaltstrager also in sollichem Landtag sambt den vier loblichen Ständen handelt und beschließen wirdet, das alles globen sie (ihrem) Stwaltstrager für sich und im Namen des ganzen Landgerichts fest und stat und ihme ohne allen Schaden zu halten und zu entheben, unter Verbindung ihrer Hab und Güeter nach Landesrecht.

Sigler: Landrichter Peter Wilmahr; Zeugen: Paul Ebenberger (Wirt), Seiwastian Hübler (Schmied), Albin Oblasser (Wirt), Michl Piapet (Bäcker) und David Springenklee (Kachler, alle 5 Burger zu Lienz.)“

(Verfächbuch des Landgerichtes Lienz 1594, im Staatsarchiv Innsbruck.)

140 Jahre Musikkapelle Triftach

Das Dorf Triftach feierte am 9. August d. J. eine seltene Feier: den 140jährigen Bestand seiner Musikkapelle. Zwar sind genauere Angaben nicht zu erhalten oder zu ertwarren, aber sehr wahrscheinlich ist es doch, daß damit die Triftacher Musikkapelle zu den ältesten des Bezirkes gehört. Man vergessentwärtige sich, was es bedeutet, zur Zeit der napoleonischen Wirren, mitten in Kämpfen, Bedrängungen, Wirren und Mühsalen an ein kulturelles Unternehmen zu denken, wie es die Gründung einer Musikkapelle in einem kleinen Dorfe ist. Aber Distinol hat auf Musik immer schon viel Wert gelegt. Und heute bestehen in 33 Gemeinden des Bezirkes nicht weniger als 32 Musikkapellen.

Die Musik wurde in Triftach eingeführt vom Pfarrer Stanislaus Witthuber, nachmaligem Dekan von Lienz, vermutlich 1810 oder 1811. Laßache ist, daß die Musik im Jahre 1812 schon bestanden hat. Pfarrer Witthuber verließ Triftach 1815 und übergab Pfarre und Musikkapelle seinem Nachfolger Pfarrer Dreißer, der persönlich mitwirkte und eigentlicher Musikleiter war. Unter ihm erlebte die Musik 1820 einen für die damalige Zeit erheblichen Aufschwung und wurde dieselbe auch an den höchsten Festtagen, da keine Orgel vor-

handen war, auf dem Kirchenschore benützt, um „Luz“ zu blasen. Die folgenden Kapellmeister waren:

Oswald Kröll, gestorben 1849, dann Jakob Mitterdorfer, Krelmalter, ferner Josef Oberrader von Umlach. Den bedeutendsten Ruf erlangte die Musikkapelle unter dem folgenden unübergeblischen Kapellmeister Lorenz Oberhuber, damals allgemein „s Lenzl“ genannt. Nachdem derselbe zum allgemeinen Leidwesen 1878 Dorf und Musik verließ, um sich in Gastein eine bessere Eristerz zu schaffen, übernahm die Kapellmeisterstelle Thomas Griesmann, der die Kapelle mit Fleiß und großer Umsicht leitete bis zu seinem Tode 1900. Hernach übernahm für kurze Zeit die Leitung Lehrer Johann Oberhuber, um sie bald darauf seinem Bruder Josef Oberhuber zu übergeben, der seiner übernommenen Verpflichtung bis zum Herbst des Jahres 1911 mit Sachkenntnis und großem Fleiß nachkam. Von 1912 bis 1932 wirkte wieder Lehrer Johann Oberhuber als Kapellmeister — von 1932 bis 1938 Herr Marcell Lufasser, von 1938 bis 1947 Herr Johann Bachmann und dann folgte bis zum heutigen Tag der würdige Kapellmeister Alois Linder, der die Kapelle auf eine beachtliche Höhe brachte. F. Brunhuber.

Mittelalterliche Burgstellen in Nussdorf

Don Doz. Dr. Walter Knapp

In dem im Schloß Bruch aufbewahrten Urbar der Grafen von Görz wird bei Nussdorf ein Hof „Halbenberg“ genannt. Möglicherweise ein zunächst auf ein Gehöft übergegangener, dann wieder zurückübertragener Fiumame. Aber dies verfügt die Ortschaft über einen spätmittelalterlichen Anfs, genannt „Staubach“, der einen ritterlichen Vorläufer in der näheren Umgebung gehabt haben dürfte.

Diese Tatsachen bewogen mich, die Gegend eingehender zu betrachten.

Das Siedlungsgebiet weist hier teilweise auch heute noch vom Wald deutlich voneinander geschiedene Zonen auf. Ein hochgelegener Einzelhofbereich, die Streusiedlungen Obernussdorf und Obergaimberg, steigen bis zu dem 1360 Meter hoch gelegenen Wachtlesnerboden auf. Er greift herunter bis auf zirka 900 Meter Höhe, wo er stellenweise in die landwirtschaftlich günstigste Zone der Terrassenhöfe übergeht, stellenweise durch Wald deutlich von ihr abgesetzt ist.

Unter dieser Untergaimberger Terrassenstufe setzt wieder jaeileres Hanggelände ein. Auf der unteren Schotteranschüttung des Wartschensbaches und der kleineren Parallelbäche hat sich das Dorf Unternussdorf angefest.

Der Wartschensbach trennt als tiefelagernschnitener Mühlgraben den Gaimberger vom Nussdorfer Bereich.

Aus klimatischen Gründen, wie auch

die Stürme der Völkerverwanderung zu halten, diese Zone festgehalten und verteidigt hat. Trifft dies zu, so hat die statische Einwanderung sich wohl im engeren Bereich dieser Zone, darüber und darunter die bairische Einwanderung angefest.

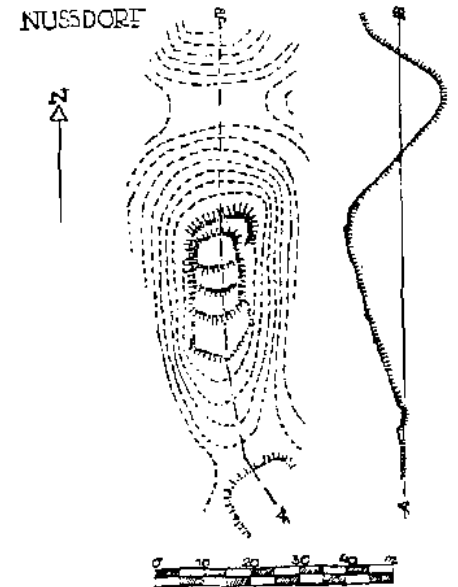
Von solchen Voraussetzungen ausgehend, müßten wir frühdeutsch-bairische Burgstellen in zirka 900—1000 Meter Höhe suchen oder in der unteren Hangzone und im Gebiet der Schotteranschüttungen der Seitenbäche.

Anderer sieht es um die hochmittelalterlichen Burggründungen. Sie sind als gesamt-kulturelle Zentren hochentwickelter Territorialherrschaften erstellt worden und daher oft nicht in enger Siedlungsverbündung, ja mitunter an die im Bergbau gegebenen, in der damals aufkommenden Geldwirtschaft bedeutamen Geldquellen, geknüpft. In unserer an Metallvorkommen reichen Gegend wird man vielfach in der engeren Nachbarschaft solcher Burgstellen alten Bergbau ausfindig machen können.

Unser Weg auf der Suche nach mittelalterlichen Burgstellen führte, zunächst auf kurzer Strecke dem Wartschensbach folgend, hoch, um dann in dem ersten westlichen Seitengraben westertzuführen. Etwa auf der Höhengröße 940 Meter änderte sich das Vegetationsbild in dem zur breiten Holzriege umgewandelten Aufweg. Vor allem die Brennnessel

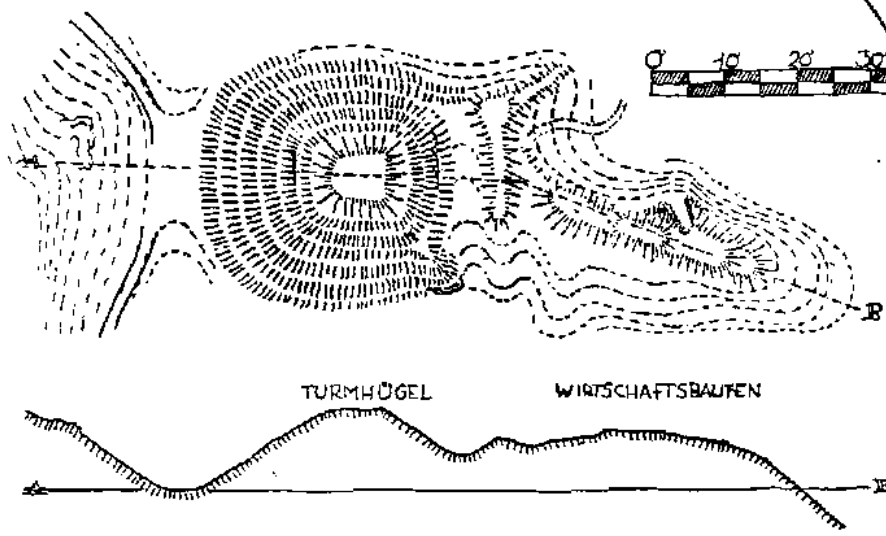
Einschnitte abgesetzter, steilgeböschter, oben abgeplatteter Hügel, mit sichtlich künstlich geformtem Vorgebäude.

Ein nahezu höhengleich verlaufender Steig führte zu dem muldenförmigen Sattelerschnitt.



OBER-GAIMBERG

NORD



in betriebswirtschaftlicher Hinsicht ist diese Terrassenstufe das günstigste bäuerliche Siedlungsland. Es ist also anzunehmen, daß die auf spätrömisch-keitsche Zeit zurückreichende Ansiedlung, wenn sie irgendwo versucht hat, das Land gegen

mußte auffallen, die hier plötzlich in breiter Fläche vorhanden war. Ihr wichtiges Vordommen ließ vermuten, daß wir und nahe des Stetes befanden. In der Tat: Unter Hand erhob sich über uns ein vom südwestlichen Hang durch scharfe

Der Hügel erweist sich, seiner Form und Größe entsprechend, als Standort eines Turmes. Geringe Mauerreste sind noch feststellbar, wesentliche mehr wäre sicherlich noch durch sachgemäße Grabung ans Licht zu fördern. Der Hügel befindet sich auf einer schmalen, nach Südosten auspringenden felsigen Zunge. Der südliche Teil jenseits des Turmhügels ist wieder durch einen schwachen Graben abgesetzt. Hier befanden sich wohl, hinter Befestigungen geborgen, die kleinen, vermutlich in Holzbockbau errichteten Wirtschaftgebäude des Turmhofes. Ein steiler Saumsteig führte ostwärts in die Schlucht hinunter.

Jenseits des Hauptgrabens, nordwestlich vom Turmhügel, an der Bergflanke, liegt, ungefähr in gleicher Höhe mit den Mauerresten an der nordwestlichen Turmhügelfeite, ein felsiger Vorsprung. Von hier geht eine schwach kenntliche, gegen Westen hochleitende Wegtrasse aus. Diese führt auf eine heute von Wald überzogene Terrasse hoch, vermutlich eine alte Ackerbau-terrasse. Hier mag das Wirtschaftsland des Hofes gelegen haben. Es wäre Aufgabe der Pflanzensoziologie, den Nachweis für die Richtigkeit dieser Vermutung zu erbringen und das frühere Landschaftsbild in diesem Bereich zu rekonstruieren. Inzwischen könnten durch Grabungen die Befestigungen und der Gebäudebestand des Hofes in seinen Grundzügen ermittelt werden. Die Art der Anlage spricht für eine Gründung des Hofes um 900.

Diese Annahme wäre durch eventuell zu Tage beförderies Scherbenmaterial zu sichern.

Der erwähnte höhengleiche Fußsteig, der uns zum Burggraben führte, endigt in entgegengesetzter Richtung bei einer Mühle am Wartischenbach. Er mag einmal weiter geführt haben zum Dauerngehöft „Eber“, dessen Feld- und Wiesenstreu sich in gut angelegten Terrassen am Hang hochziehen, ein sprechendes Bild mittelalterlichen Landbaues. Infolge falscher Waldwirtschaft und Missachtung des Grabenhangbetrieues aber sind große Teile der Grabenflanken ins Rutschen geraten und haben den Steig mit in die Tiefe gerissen. Es ist wohl an der Zeit, daß hier durch sachgemäße Bepflanzung und Aufforstung die ständige Gefahr des Bergstreiches beseitigt wird und das ins Rutschen geratene Kulturland des Eberhofes gesichert wird.

Vom Eber führt ein gepflasterter Weg zu Lal. Etwa auf der Höhe 900 gelangt er an ein hölzernes Wegkreuz und hier erheben sich gegen Süden Geländeformen, welche jenen des geschilderten Turmhofes sehr ähnlich sind. Da jedoch dieser Bereich zur Hälfte in die Platten des Wartischenbaches abgestürzt ist und bei jedem Tritt weiter abbrechen kann, wurde eine eingehende Untersuchung dieser Ortschaft unternommen.

Wo der Lahnweg den nächsten Graben erreicht, führt gegen Westen ein Aufweg hoch, der zu jener Kuppe hochzieht, dem wohl die alte Bezeichnung „Heidenberg“ zugehört.

Der Bereich der Kuppe, (Blatt 874 der Karte der „Wiener Dokaniten“) erweist sich als scharf kenntlich dreifach gestuft mit terrassiertem kleinem Vorgelände im Norden und Süden. Nördlich

ist die Kuppe gegen die aufsteigende Berggange durch einen zirka 80 Meter tiefen Graben abgesetzt.

Die Terrassierungen der nach drei Seiten steil abfallenden Kuppe ertönen sich bei genauer Betrachtung als unter Humusbedeckte verborgene Spuren von Mauerzügen und ergeben, im Plan eingetragen, das Grundrißbild eines dreiteiligen „Hauses“, die Züge der Randlinien der Vorgelände lassen Ring- und Zwingermauern vermuten, die dieses Haus zum „festen Haus“, zur Burg des 11. bis 13. Jahrhunderts ergänzten. Diese Tatsache führt zu der Vermutung, daß im Bereich der Burgstelle Bergbau betrieben wurde. Aufgabe der Geologie wäre es, den dafür vorhandenen Möglichkeiten nachzugehen.

Südlich dieser Hausburgstelle findet sich, jenseits einer schraachen grabenartigen Einkerbung, ein deutlich abgesetztes, relativ ebenes Plateau von zirka 25 Meter Längendurchmesser, das absteigend sich, der Rundung der Kuppe angepaßt, viele Terrassenzüge übereinander und über den scharf abgewinkelten Westgrat verläuft eine talwärts ziehende Trockenmauer. Dieser auffallende Gesamtbestand kann nur auf künstliche Weise entstanden sein. Die Schmalheit der Terrassenflächen läßt eher an Wehrzwecke, weniger an Uferbau denken. Die Höhe der Anlage entspricht jener der Gaimberger Terrassenstufe. All diese Zusammenhänge mit der Bezeichnung „Heidenberg“ weisen auf die Vermutung hin, daß wir hier eine besetzte Anlage der Altiedlung vor uns haben, zu der die Terrasseniedlung gehört.

Unter dem Heidenberg liegt auf den Aufschotterungen der zu Lal rinnenden Bäche die Ortschaft Ruppdorf, mit dem Anß Staudach, dessen mittelalter-

lichen Vorgänger wir mit einiger Berechtigung in dem „festen Haus auf dem Heidenberg“ vermuten dürfen. Kunstvolle Trockenmauern und Trockenmauerterrassenformen bis an den Talbodenrand das Landschaftsbild.

Aus dem Ergebnis diese Ausfluges läßt sich ein Bild des Besiedlungsvorganges in dieser Gegend folgern, das einer verbetterten Sachforschung von historischer und naturwissenschaftlicher Seite als Arbeitshypothese dienen kann. Es ist das eingangs geschilderte, das durch die vorgelegten Entdeckungen technisch wissenschaftlicher Forschung bereits festere Form angenommen hat.

Der Turmhof mit seiner Gegenposition über dem Wartischenbach stellt vermutlich die Aufstiegsicherung zur hochrührigen Hochsiedlung des 9. bis 10. Jahrhunderts dar, an deren unterem Rand die Befestigungen liegen. Darunter anschließend befindet sich die Terrasseniedlung aus keltisch-römischer Zeit mit der Fluchtburg auf dem Heidenberg, dessen Gipfel die Territorialburg im 12. bis 13. Jahrhundert besetzt hat. Zu ihr dürften das Dorf Untermühlberg, möglicherweise als gleichzeitige Gründung, und vielleicht ein Bergbaubetrieb gehört haben.

Die letzte Siedlungsstufe mit dem Vorstoß in den Talboden mag von der inzwischen in den tiefergelegenen Anß Staudach übersiedelten Burgherrschaft eingeleitet worden sein.

Vielleicht gelingt es mit Hilfe von historischer Forschung, von Orts- und Flurnamenforschung und Flur- und Hausnamenforschung, dieses Bild zu überprüfen und anhand von volkswissenschaftlicher Arbeit und Spaltenforschung eines Tages bis in keltisch-römische Zeiten zurückzuführen.

Das Heilbad Leopoldruhe bei Lienz

Von Hofrat Dr. Fritz Weber

Bad Leopoldruhe bei Lienz feierte vor wenigen Tagen seinen hundertjährigen Bestand. Eines der idyllischsten und reizvollsten Plätzchen der an Schönheiten so reichen Umgebung von Lienz scheint somit zu einem Jubiläum mit Glanz und Patriarchenbart geworden zu sein. Mit rechten! Wenn es sich durch ein Jahrhundert seinen guten Ruf als Badeort zu erhalten vermochte, so mag diese Tatsache als Beweis dafür angesehen werden, daß es als wahrer Sungbrunnen nicht nur seine mit allerhand Krankheiten und Gebrechen behafteten Besucher kurirt, sondern auch sich selber jung und jugendlich erhalten hat.

Unter den zahlreichen Pustertaler „Badin“ nimmt Bad Leopoldruhe jedenfalls auch im Jahre 1953 noch einen geachteten Platz ein und diese Badin möchten wir aus dem Pustertale heute nicht wegwünschten. Sie gehören zu ihm wie die frühen Kockstämme und die netzgebräunten Holzhäuser.

Vielen Einheimischen und Fremden brachten

die Heilmäher unserer Badin schon Heilung oder zumindest Binderung. Und mag es anderswo heilkräftigere Quellen und jugkräftigere Baderorte geben als bei uns: die Baden der Heimat sind doch die besten D. R.

Die Natur bietet dem Menschen das zum Leben Nötige, darüber hinaus aber auch manches Nützliche und Angenehme. Besonders der Mensch, der in und mit der Natur lebt, hat es immer verstanden, ihr so manches Geheimnis zu entreißen. So ist durch Jahrhunderte der Landbevölkerung die Wirkung vieler Heilkräuter bekannt, sie hat sie erprobt und angewendet. Die Bauern erkannten aber auch, daß die Wirkung der vielen Quellen verschieden ist, daß sich so manche zur Heilung und Binderung der Leiden dieser oder jener Art eignet.

So war es auch mit den Quellen des

heutigen Heilbades Leopoldruhe bei Lienz. Pfarrer Maier fand in den Pfarrbüchern von Ditzgen geschrieben, daß im 18. Jahrhundert der dortige Pfarrer nach Leisach ins Bad ging. Es kann sich hier nur um die Quellen des heutigen Bades Leopoldruhe handeln, da ja eine Quelle, das Augenbrunn, auf Leisachergrund entspringt. Die Heilkraft des Wassers war allgemein bekannt. Als der Handelsmann Leopold Eitel aus Lienz sich den linken Oberschenkel brach, die Heilung über ein Jahr dauerte, als er sich nur auf Krücken weiterbewegen konnte und dazu noch Rheumatismus bekam, da benützte er auf Anraten seiner Bekannten das Wasser dieser Quellen und er ward gesund. Dieser überraschend glückliche Erfolg veranlaßte ihn, sich für seinen eigenen Ge-

brauch ein kleines Bad zu bauen. Da dessen Wirkung schnell bekannt wurde und viele Kranke auch Heilung suchten wollten, entschloß sich Stiel, eine Badeanstalt in größerem Ausmaße zu errichten. Am 1. Mal 1853 wurde diese Anstalt, das heutige Badhaus, eröffnet. Vor einem Jahrhundert also wurde das Badhaus dem öffentlichen Verkehr übergeben. Nach dem Kaufnamen des Erbauers wurde es „Leopoldruhe“ oder nach seinem Schriftnamen „Stielbad“ benannt. In den folgenden Jahren wurde noch ein Wohnhaus mit Kapelle und ein Saal errichtet.

Magister Franz Keil schildert in einer eigenen Schrift: „Das Mineralbad Leopoldruhe nächst Wien in Tirol“, erschienen in Innsbruck in der Wagner'schen Buchdruckerei 1856, das Bad in seiner Entstehung, Beschaffenheit des Mineralwassers und dessen Wirkung. Darin heißt es: „Es erhellt aus der angeführten Analyse, daß das Wasser in die Klasse der neutral-salzigen Eisenwässer gehört und darin einen nicht unerheblichen Platz einnimmt, da es eine sehr gütliche Mischung seiner qualitativen Bestandteile aufweist. Der Gehalt an kohlensaurem Eisenoxydul, das in freier Kohlensäure gelöst demselben den eigentümlichen Geschmack mitteilt, ist sehr bedeutend und übertrifft den des Prager Wassers um nahe das Vierfache; ihm sind vorzüglich die kräftigsten Eigenschaften des Wassers zuzuschreiben. Die Kalk- und Bittererde-salze, das schwefelsaure Kali und Natron, die zusammen zwei Drittel der festen Bestandteile des Wassers ausmachen, wirken dagegen vorzugsweise auflösend und blutverdünnend.“ Über die medizinische Wirkung und Gebrauchsanzeige des Mineralwassers teilt in dieser Schrift der damalige I. I. Bezirksarzt Dr. Hölzl, Metz, mit:

„Die sehr vorteilhafte Zusammensetzung dieses Mineralwassers und die sehr interessante Qualität seiner Bestandteile räumen diesem Heilbade einen Platz unter den ersten Heilbädern Tirols ein; denn da die Natur auf eine wunderbare Weise in diesem Heilwasser die auflösenden und tonischen Kräfte vereinigt hat, so eröffnet sich ihm ein sehr ausgebreiteter heilkräftiger Wirkungskreis. Daher ist der Gebrauch dieses Heilwassers angezeigt:

1. bei Schwäche des Magens mit vorherrschender Neigung zu Säure-, Schleim- und Würmer-Erzeugung;
2. bei den chronischen Krankheiten des Unterleibes mit Störungen im Lymph- und Pfortader-System, bei der Strophelsucht in allen verschiedenen Formen... bei der Gelsucht und bei Goldaderbefällen...;
3. bei habitueller Stuhlverstopfung aus Atonie der Unterleibseingeweide;
4. bei chronischen Rheumatalgien, Gicht und Podagra....;

5. bei allen Krankheiten in der Zeugungshäre, denen Schwäche zu Grunde liegt, vorzüglich wenn gleichzeitige Unterleibsanschoppungen mit im Spiele sind; als bei weiblicher Unfruchtbarkeit, bei unregelmäßiger, schmerzhafter und von Krämpfen begleiteter Menstruation, beim weißen Fluße, bei der Bleichsucht....;

6. bei allen Nervenkrankheiten, welche in Schwäche dieses Systemes wurzeln, als bei nervösen Magenkrämpfen und bei Lähmungen aller Art, die nicht durch materielle Ursachen bedingt sind;

7. bei chronischen Hautausschlägen, Krätzen....;

8. Ist der Gebrauch dieses Heilwassers anzurathen allen jenen, welche an allgemeiner Körperschwäche, an Schwäche des Nervensystemes in Folge darniederliegender Ernährung, unvollkommener Blutbereitung oder in Folge langwieriger überstandener Krankheiten zu leiden haben.

Gegenanzeigen für den Gebrauch dieses Mineralwassers bilden:

1. allgemeine Vollblütigkeit und Disposition zum Schlagfluß;
2. vorhandener entzündlicher Zustand innerer Organe;
3. allzu große Reizbarkeit des Nervensystemes mit Neigung zu Blutverflüssungen und innere Verleinerungs-Prozesse.“

Über die Gebrauchsweise des Mineralwassers schreibt Magister Keil, daß der richtige Gebrauch in speziellen Fällen vom Arzte bestimmt werden kann. Wegen der quantitativen Bestandteile eignet sich das Heilwasser vorzugsweise für Badekur, die durch eine gleichzeitige Trinkkur unterstützt werden kann. Die Temperatur des Wassers soll nie zu heiß, höchstens 27 bis 28 Grad Reaumur, 33 bis 34 Grad Celsius sein. Dauer des Bades eine halbe Stunde. Nach genommenem Bade ist Ruhe, am besten im Bette, sehr zu empfehlen; sie befördert ebenso die mäßige Ausscheidung, wodurch die Wirkung des Wassers ungemein gehoben wird und dann ist es das beste Mittel, sich von der nach jedem Bade als Erstlingswirkung einstellenden Schwäche bald zu erholen.

Hinsichtlich des Klimas, dieses wichtigen Faktors für eine Badekur, äußert sich Keil dahin, daß das Klima von Wien die Frische der Alpen mit der Milde des Südens vereint und zu den gesündesten unseres herrlichen Ländchens zählt.

Bad Leopoldruhe ging im Erbgonge auf den Sohn Titus über. Nach dem ersten Weltkriege kam es in die Hände von Wiener bezw. seines Schwiegersohnes Ruggenthaler und dann an Karl Stumpf. In dieser Zeit wurde eine Refekteranlage errichtet und statt der Holzwannen Emailwannen aufgestellt. Bis zu dieser Zeit wurde das Badewasser in einem großen Wascheffel schöpft und

von dort mittels Holzschaffeln in die Holzwannen geleert. Mit Juli 1928 übernahm Dr. Fritz Weber das Bad. In dieser Zeit wurde ein Neubau errichtet und Neuerungen verschiedener Art getroffen.

Seit einhundert Jahren hat nachweislich das Bad Leopoldruhe den Kranken Heilung oder mindestens Binderung gebracht. Da aber auch die Natur sich erschöpft, ihre für Bad wesentlichen Bestandteile z. B. Eisen ausgewaschen werden können, so ist hier festzustellen, daß im allgemeinen eine besondere Veränderung in irgendeiner Richtung nicht erfolgte.

Im Jahre 1923 führte der Privatdozent Dr. Fernau die chemische Analyse einer Heilquelle durch und fand eine ähnliche Zusammensetzung wie sie zu Zeiten von Magister Keil festgestellt worden war. Fernau schreibt am Schlusse seines Befundes: „Die bei der Wiener Bevölkerung seit alterher bekannter Heilwirkung dieser Quellen kann demnach dem Heileffekt der Gasteiner Quellen gleichartig sein.“

Dr. med. B. schreibt in einem Zeugnis: „Sowohl nach akutem Gelenkrheumatismus als auch bei chronischen Formen von Rheumatismus hab ich Patienten zwecks Bädergebrauch nach Bad Leopoldruhe geschickt und ich war mit den erzielten Heilerfolgen stets zufrieden. Infolge des Eisengehaltes der Quellen sah ich auch bei anämischen Prozessen erstaunliche Besserung.“

Dr. B.: „Ich bestätige wahrheitsgemäß: daß ich seit meiner zehnjährigen Praxiszeit in jedem Sommer eine große Anzahl von Privatpatienten und Bahnangestellten in das Bad Leopoldruhe gewiesen habe und insbesondere bei chronischen Gelenk-, Muskelrheumatismus, bei Schias, bei Folgezuständen nach Knochenbrüchen und chronischen Neuritiden wegen des Gehaltes an schwefelsauren Salzen und an Radium im allgemeinen sehr zufriedenstellende Erfolge gesehen habe. Auch bewährte sich die Quelle wegen des Eisengehaltes bei Blutarmut und bei dhomenorrhöischen Störungen.“

Ein Badegast teilt im Jahre 1953 mit, daß er 1945 gegen Schias Wäber in Badgastein nahm, aber keine Heilung verspürte. Darauf benützte er die Bäder in Leopoldruhe jährlich und seitdem hat er Ruhe vor der Schias. Das Gleiche bestätigt ein Rheumatiker.

Im Jahre 1951 wurden im Auftrage der Tiroler Landesregierung die Heilbäder von Tirol auf ihre chemischen Bestandteile untersucht und nach den neuesten wissenschaftlichen Erfahrungen beurteilt. Auch die drei Quellen des Bades Leopoldruhe wurden untersucht. Der Befund — oder vielmehr die aus diesem gezogenen Folgerungen — sind aber so, daß man sich mit ihnen nicht zufrieden geben kann.

Damach sind die untersuchten drei Quellen: „einfache kalte Quellen: alkalische Calcium-Hydrogencarbonat-Sulfat-Quellen, welche auf Grund der heutigen balneologischen Erkenntnisse besondere Heilwirkungen nicht erwarten lassen.“

Dazu folgendes:

Schon vor mehr als einhundert Jahren haben die Landleute, die Bauern und Bürger, an sich die Wirkung dieser Quellen erkannt.

Seit einem Jahrhundert verschreiben die Ärzte den verschiedenen Patienten Bäder in Bad Leopoldruhe und alle Krankenkassen haben bislang die Kosten derselben ganz oder teilweise bezahlt.

Ärzte von Urzlen und Patienten beweisen, daß die Heilwirkungen bereits nach Gebrauch von einigen Bädern eingetretener begannen.

Bei der Probenentnahme am Leopoldbrunnen wurde erklärt, wenn bei dem anscheinend großen Eisengehalt der Quelle noch Urzen festgestellt würde, dann könnte dieses Wasser als Heilmittel in Form von Eriakuren verwendet werden, besonders da Österreich arm an solchem ist.

Der bezügliche Befund jagt:

„Vermutlich sind in dem gegenständlichen Wasser zumindest Spuren von Urzen enthalten, da die später durchgeführte Untersuchung des Eisenschlammes aus dem Stollen des Leopoldbrunnens einen bemerkenswerten Gehalt an Urzen

ergab (als Urzentrioxid U_2O_3 berechnet 94,2 mg/kg, als Urselement U_3O_8 berechnet 71,2 mg/kg in lufttrockenem Material mit rund 14% Wassergehalt). Eine nachträgliche Untersuchung der Wasserprobe aus dem Leopoldstollen auf Urzen konnte deshalb nicht durchgeführt werden, da sich das Urzen mit dem Eisen aus dem Wasser bei der Aufbewahrung ausgeschieden hatte und eine besondere Probe zur Urzenbestimmung nicht zur Verfügung stand.“

(Zu letztem Punkte sei festgestellt, daß bei Anruf mit dem nächsten Erledigungsamt Wasser in jeder gewünschten Menge geliefert worden wäre.)

Die Feststellungen des Unberuflichkeitsprofessors wollen auf indirekte Art den Beweis erbringen, daß Bad Leopoldruhe zu unrecht den Namen „Heilbad“ führt, da die Quellen eine Heilwirkung nicht erwarten lassen, weil z. B. der Leopoldbrunnen nicht nach deutscher Norm 10 mg/kg sondern nur 8,1 mg/kg beinhaltet. Das dürfte richtig sein, solange Eisen allein vorhanden ist. Durch die Untereisenheit von weiteren Komponenten kann aber eine Summation der Einzelwirkungen entstehen, die bedeutender ist als die einfache Summe der Komponenten. Das ist das Wirtschaftsprinzip der Natur: aus den geringsten Mitteln den größten Erfolg zu erzielen.

Die deduktive Beweisführung, wie oben dargelegt, stellt fest, daß fast je die Quellen von Bad Leopoldruhe Heilwirkungen gezeigt haben.

ber, alle Arten der Kröten und Unken, sowie alle Froscharten, mit Ausnahme des Wasser- und Grasfrosches genießen ebenfalls den Schutz des Gesetzes.

Kerbtiere: Aposellofalter, Mauerhorn-Bärenspinner, Segelfalter, Firschkäfer, Retschwarzer Wasserläufer und Rote Waldameise dürfen ebenfalls weder verfolgt, getötet oder gewerbelich verarbeitet werden. Das letztere trifft übrigens für alle heimischen Tagfalter (mit Ausnahme der weißflügeligen Weiblingsarten), für alle einheimischen Schwärmer, Orbenständer und Bärenspinner, außerdem für alle Kosen- oder Goldfalterarten zu.

Das Sammeln von Weinbergschnellen ist in der Zeit von 1. März bis 31. Juli ebenfalls untersagt.

Naturschutz ist Dienst an der Heimat und damit für jeden, denn die Not der Heimat — in welcher Form immer — aus Herz greift, eine Selbstverständlichkeit, ja eine Notwendigkeit. Insbesondere ist es wichtig, die Jugend für ihn zu interessieren und zu gewinnen.

Niemand wird zu bestreiten wagen, daß unsere heutige Zeit das Leben an sich immer weniger respektiert — und hierbei darf nicht allein an die blutigen Kriegereignisse der letzten Jahrzehnte gedacht werden. Es ist offensichtlich von besonderer Bedeutung, in die jungen Menschen wieder mit allem Nachdruck jene sittlichen Werte einzupflanzen, die den Erwachsenen bereits weitgehend verloren gegangen sind. Dazu gehört im Rahmen dieses Aufsatzes vor allem die Ehrfurcht vor der Natur und allen ihren Teilen.

Jedes unnütze Töten und Vernichten — auch das sinnlose Abreizen von Pflanzen gehört dazu — muß den Augenblinchen als eine schimpfliche und verwerfliche Tat erscheinen; es muß ihnen zu Bewußtsein gebracht werden, daß der Mensch als der einzige vernunftbegabte Teil der Schöpfung wohl ihr Herr, aber nicht ihr Henker sein darf. Elternhaus und Schule erwacht auch hierin eine wichtige Erziehungsaufgabe, denn wie es bisher in dieser Hinsicht aussieht, wissen wir alle: nicht nur, daß jede Schlange, die man zu Gesicht bekommt, erschlagen wird, auf jeden unbekanntem Vogel wird geschossen — erst recht dann, wenn man keine Ahnung hat, um welches Tier es sich handelt, Käfer und Schmetterlinge werden sinn- und zwecklos gefangen, oft genug auch gequält und verstümmelt. Das alles hat zu einer geradezu trostlosen Verödung unserer Kleintierwelt geführt. Ähnliches gilt für die Alpenblumen, für deren Erhaltung sich allerdings heute bereits weite Kreise kräftig interessieren.

Manches kann noch gerettet werden. Diese Seiten möchten gerne einen bescheidenen Beitrag dazu leisten.

Hans Watschler.

(5)

Naturschutz

Das Tiroler Naturschutzgesetz 1951 nimmt auch eine ganze Reihe freilebender nichtjagdbarer Tiere in Schutz. Von den Säugern sind Igel, Spitzmäuse (mit Ausnahme der Wasserspitzmaus), alle Fledermäuse, der Maulwurf, die Haselmaus, das Große und das Kleine Wiesel und das Eichhörnchen geschützt. Wie notwendig der Schutz beispielsweise für letzteres ist, beweist uns jeder Gang in den Wald: man kann oft stundenlang gehen, ohne auch nur ein einziges dieser früher so häufigen Tierchen zu Gesicht zu bekommen!

Das Gesetz verbietet ferner, die „einheimischen, freilebenden, nichtjagdbaren Vögel — 7 Arten, die unten genannt werden, sind ausgenommen — zu beunruhigen, zu fangen, in Gefangenschaft zu halten, zu töten oder festzubinden. Eier, Nester oder andere Brutstätten geschützter Vögel zu beschädigen oder wegzunehmen“.

Nester von Kleinvögeln (also z. B. auch von Finken, Ammern, Rotkehlchen usw.) dürfen nur in der Zeit zwischen dem 1. Oktober und Ende Februar entfernt werden. Für den Schutz der Vogelwelt ist auch wichtig, daß vom 15. März bis 30. September Heden, Ge-

büsche und lebende Säune nicht gerodet, abgeschnitten oder abgebrannt werden dürfen. Auch die Bodenbede von Feldrainen, Hängen und ungenügtem Gelände darf während dieser sechsmonatigen Monate nicht abgebrannt werden.

Keinen Schutz genießen Raben- und Saatkrähe, Elstervogel, Elster, Feld- und Hausperling.

Zum Zweck der Stubenvogelhaltung kann die Landesregierung einzelnen vertrauenswürdigen Personen gestatten, eine beschränkte Anzahl von Vögeln zu fangen. (Das Gesetz zählt anschließend an diese Bestimmung zwanzig fangfähige Vogelarten auf und legt auch die Zeiten für die Fangzeit fest.) Der Fangberechtigte hat den Verwilligungsbefehl beim Fangen bei sich zu tragen und auf Verlangen vorzuweisen.

Kriechtiere: Mauer- und Berg-eidechse, Blindschleiche, Ringel- und Schlingnatter sind geschützt. Die drei letzteren Tierarten sind leider besonders gefährdet. Unkenntnis und Zerstörungssucht sind vielleicht die Ursachen, daß diese harmlosen (und nützlichen) Tiere noch immer verfolgt und sinnlos getötet werden.

Eurche: Feuer- und Alpenjalaman-